5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Höldergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprechanschlüsse 312, 1218, 1355, 425
Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 54 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403) — Verantwortlich für die Redaktion: Karl Bach in Halle S.

Nummer 67 — Halle, Mittwoch den 8. März — 1916

Erfolge der k. und k. Truppen gegen die Russen.

Die Lage bei Verdun.

Der amtliche österreichische Heeresbericht.

(W. T. B.) **Wien**, 7. März. Amtlich wird gemeldet:

Russischer Kriegsschauplatz:

Bei Karpilowka warfen Abteilungen der Armee des Generalobersten Erzherzog Joseph Ferdinand den Feind aus einer Verschanzung und setzten sich darin fest.

Nordwestlich von Tarnopol verrieb ein österreichisch-ungarisches Streifkommando die Russen aus einem 1000 Meter langen Graben. Die feindliche Stellung wurde zugeschüttet. Sowohl in dieser Gegend als auch am Dnjestr und an der bessarabischen Grenze war gestern die Geschütztätigkeit beiderseits reger.

Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz:

Lage unverändert; keine besonderen Ereignisse.
Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Der russische Bericht.

(W. T. B.) **Petersburg**, 7. März. Amtlicher Bericht vom 6. März. Westfront: Im Rigaer Abschnitt am Babit-See zerstörte unsere Artillerie die feindlichen Gräben. Oestlich von Friedrichstadt konnten wir ebenfalls gute Artillerievirkung gegen arbeitende deutsche Abteilungen beobachten. Bei Jakobstadt, nordöstlich der Wee-Seen (20 Kilometer südwestlich Dwinsk) zerstreute unsere Artillerie eine deutsche Infanteriekolonne. Deutsche Patrouillen, die in unsere Stellungen zwischen Oldewneiza, Sussseidach und Maln, westlich von Dwinsk, eindrangen, wurden durch Infanteriefeuer verjagt. In der Dünaburg-Stellung bei Illuzt dauert der Kampf um den Besitz der Sprengtrichter an.

Kaukasusfront: Unsere Truppen landeten unter starkem Feuerschutz der Flotte, besetzten in der Nacht vom 4. zum 5. März Atima an der Schwarzmeerküste, östlich von Trapezunt (100 Kilometer) und zwangen die Türken durch einen schnellen Vorstoß nach Süden, die Stellung zu räumen. Bei diesem Kampf machten wir zwei Offiziere und 280 Mann zu Gefangenen und erbeuteten zwei Geschütze, sowie Artillerie- und Infanteriemunition. Auf der Verfolgung besetzten wir am Morgen des 5. März das Dorf Mopraiwa (85 Kilometer östlich von Trapezunt) zwischen Atima und Riz (55 Kilometer östlich Trapezunt).

Die Umklammerung Verduns

Berlin, 7. März. Durch die Eroberung von Forges hat, wie der milit. Mitarb. des Lok.-Anz. meldet, die Annäherung an die Stellungen westlich der Maas einen guten Anfang gemacht. Durch die Erstürmung von Fresnes ist ein weiterer Fortschritt in der engeren Umklammerung Verduns zu erkennen.

Frankreichs Elitetruppen bei Verdun.

Rosendal, 4. März. Aus Mitteilungen der Havrer Blätter wird bekannt, daß es die erlesensten Truppen Frankreichs waren, die nördlich Verdun von den deutschen Stürmern überrannt worden sind. Die verschiedenen Regimenter, denen der Schutz des Vorgeländes von Douaumont anvertraut war, sowie die Truppen zwischen Maas und Mosel setzten sich hauptsächlich aus Nordfranzosen zusammen. Der Standhaftigkeit dieser Soldaten, von denen viele an der Yser kämpften, wird in der Presse hohes Lob gespendet. Vier bretonische Regimenter gingen im deutschen Ansturm verloren. Der Nachschub setzt sich fast ausschließlich aus Stammtruppen der Picardie zusammen, die unter der Führung des Generals Pétain den Durchbruchsversuch im Artois (Lorettoschlacht) unternahmen. Das erhellt zur Genüge, welchen hohen Wert die französische Heeresleitung auf die Sicherung Verduns legt. Journal de Rouen meldet aus Paris: „In der Mittwochsitzung des Heeresausschusses sprach Briand die Ueberzeugung aus, daß nunmehr kein Punkt der Verdunfront dem Gegner preisgegeben werde. Die Führer seien bemüht, sich gehörig Luft zu schaffen, die vorspringende Ecke im Norden abzubrechen."

Die Märznummer der Pariser Halbmonatsschrift Lecture pour Tous veröffentlicht ein Gespräch ihres Londoner Vertreters mit Lord Cecil, der über das franko-englische Waffenbündnis folgendes sagte: „Frankreich bringt unserer gemeinschaftlichen Sache außerordentlich schwere Opfer. Unsere Armee erlitt wohl auch ernste Verluste, was bedeuten diese aber im Vergleich mit denen Frankreichs! Sagen Sie Ihren Lesern: Wir zögern nicht, alles einzusetzen, was wir besitzen; die Zukunft soll es beweisen. Das französische Volk muß sich aber vor Augen halten, daß England seine industrielle Stärke angespannt erhalten müsse, weil es die Verbündeten mit Geldmitteln zu versehen hat. Denken Sie doch: elf Milliarden Frank zahlten wir bisher an Vorschüssen aus. Ins Heer dürfen nur diejenigen eintreten, die der Industrie, dem Finanzleben entbehrlich sind. Je größer die Opfer Frankreichs und die unserigen sind, desto entschlossener sind wir, die Waffen nicht früher niederzulegen, als bis der Sieg erfochten ist." (L.-A.)

Die französischen Verluste.

Amsterdam, 7. März. In Meldungen aus Havre **die in London eingetroffen sind, wird berichtet, die Zahl der Verwundeten aus den Kämpfen bei Verdun wachse fortwährend so stark an, daß jetzt auch in Havre Notlazarette hergerichtet werden. Da französisches Sanitätspersonal und französische Lazareteinrichtungen nicht mehr vorhanden sind, wurden die Notlazarette von englischen Sanitätsabteilungen eingerichtet. Zu den herangeführten Reserven der Franzosen bei Verdun gehören auch mehrere Regimenter, die sich aus 18- und 19jährigen Rekruten zusammensetzen, deren Ausbildung noch nicht ganz abgeschlossen war.**

Reuter meldet aus London: Lord Northcliffe, der die Front in Frankreich besuchte, beschreibt in seinem Blatte „Times" die Schlacht bei Verdun. Die Verluste der Franzosen seien unbeschreiblich.

Während der Schlacht in Dorf Vaux.

Mit vielen andern Flüchtlingen des nördlichen Festungsbereichs von Verdun ist, wie die „Köln. Ztg." berichtet, auch der Bürgermeister der Gemeinde Vaux bei Douaumont, P. Gabriel, am 1. in Paris angekommen. Er erzählt im „Journal" (vom 3.):

„Vaux, das zum Unterschied von andern Gemeinden gleichen Namens Vaux devant Damloup heißt, ist ein Flecken von 90 Feuerstellen und liegt von der Stadt durch den Fort Vaux und die zur Stunde so furchtbarer Berühmtheit gelangte Feste Douaumont. Das besagt, daß das kleine im Wiesengrund einer Schlucht, unfern der Côte du Poivre, versteckte Dorf von der ersten Stunde der Beschießung an Zeuge der Schlacht von Verdun gewesen ist, der wütendsten Schlacht, die in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet steht. Der Flecken Vaux hat furchtbar gelitten. Von den Gutshöfen und den Einzelhäusern lothringischer Bauart, die den Ort bildeten, stehen nur noch klaffende Dächer, durchlöcherte Fronten und brandgeschwärzte Mauern, und auch sie nur in geringer Zahl. Ueberall sonst ist der Boden glatt gefegt. Die Tannenwälder, die den Stolz des anmutigen Maasortes bildeten, sind nur noch ein Gewirr von zerrissenen, zerhackten, zerfetzten und zu Boden gerissenen Baumstümpfen; es sieht schlimmer aus als nach einem Erdbeben.

Die Beschießung begann Montag, 21. Februar, morgens 7 Uhr. Ein wahrer Platzregen von Feuer und Stahl ging bis hinter unsere zweite Linie nieder; er hat seitdem nicht mehr aufgehört. Die Deutschen wollten uns in einen Wirbel von Feuer und Eisen einhüllen, und indem sie ihr Sperrfeuer stetig verstärkten, uns von unsern rückwärtigen Verbindungen abschneiden. In der Nacht zum Dienstag verdoppelte sich die Stärke des Feuers. Wir antworteten Schuß um Schuß. Unaufhörlich rauschte der Himmel über meinem kleinen Dorf wie beim Vorüberziehen unsichtbarer Riesenvögel. Den unaufhörlichen Geschossregen, den man im Mittel auf 4000 Granaten die Stunde berechnete, krümmte, zerfaserte und zerfetzte er jeden Baum, jeden Strauch, jeden Grashalm; nur in Vaux mit beklommenen Gemütern; denn jede Granate konnte uns den Tod bringen. Besonders regneten die 21-Zentimeter-Granaten auf uns herab. Von der Abenddämmerung am Dienstag an mischte sich in den Lärm der dumpfe Donner der 35- und 38-Zentimeter. Die Uhr in der Hand, verfolgten wir die Schüsse. Nach dem Zeitunterschied zwischen Heransausen und Bersten konnten wir für jede schwere Granate den ungefähren Ort des Einschlagens angeben. So haben wir von Mittwoch an die Beschießung Verduns verfolgt. Das Höllenfeuer der schweren deutschen Geschütze zerfetzte gleichmäßig Hausgruppen, Kirchen und Felder. Wir waren in Vaux von 140 Einwohnern vor der Beschießung noch zu fünf: meine Frau, der Beigeordnete, der Feldhüter, mein Schreiber und ich. Wir lebten im Keller. Ihn zu verlassen, war unmöglich: der Feuerorkan setzte nie aus. Da eine wichtige Fernsprechverbindung des Heeres, die bei uns vorüberführte, getroffen war, suchte eine Fernsprecherabteilung sie notdürftig zu flicken. Von den Tapfern ist kein Mensch übriggeblieben; man hat nicht einmal eine Spur von ihren Leichen gefunden. Im Keller kochte meine Frau für uns und einige Offiziere. Trotz des warnenden Beispiels der Fernsprechsoldaten hatte sie den Mut, auf der Suche nach Lebensmitteln heimlich den Keller zu verlassen: das Schicksal war ihr gnädig."

„Die Bürgermeister Gabriel weiter erzählte, ließ er seine 135 Miteinwohner Vaux schon am 18. auf Befehl des Präfekten wegschaffen, mit dem größten Teile ihrer Habe und mit ihrem Vieh. Montag, 22., veranlaßte er die Ueberführung der Gemeindearchive. Da einige Dörfer in der Nachbarschaft allzuhastig hatten geräumt werden müssen, ließ er auch aus ihnen die Gemeindebücher und -papiere in Sicherheit bringen. (Lok.-Anz.)

Deutschland und Portugal.

Kopenhagen, 7. März. Aus Lissabon melden Pariser Blätter: Die portugiesische Regierung hat der deutschen amtlich mitgeteilt, daß die Beschlagnahme der deutschen Schiffe in den portugiesischen Häfen aufrechterhalten bleibt. Unter diesen Umständen und angesichts des Tones in der letzten Note Deutschlands muß die Abberufung des deutschen Botschafters in Lissabon als unmittelbar bevorstehend betrachtet werden. Ein Abbruch der diplomatischen Verbindung würde gleichbedeutend mit dem Kriegszustand zwischen Deutschland und Portugal, das in seinen verschiedenen afrikanischen Kolonien sich schon mit Deutschland im Kriege befindet. (Voss. Ztg.)

Bukarest, 7. März. Eine anderweit nicht bestätigte Depesche aus Malta meldet, Deutschland habe ein Ultimatum an Portugal gestellt mit der Aufforderung, binnen 48 Stunden die beschlagnahmten Schiffe freizugeben. (Lok.-Anz.)

Christiania, 7. März. Nach Meldungen aus Lissabon trifft die portugiesische Regierung eifrigst Verteidigungsmaßnahmen. Sämtliche Deutschen wurden gelöscht. Bei Tag dürfen fremde Schiffe nur unter schärfster Controlle in die Häfen einlaufen. Portugiesische Kriegsschiffe kreuzen vor der Küste.

Am 4. März verließen 200 deutsche Familien Portugal auf dem Wege nach Spanien. Am 5. März folgten zahlreiche weitere Deutsche. Der deutsche Gesandte weilt noch in Lissabon.

Kein Ultimatum an Portugal.

Berlin, 7. März. Die aus dem Auslande in deutsche Zeitungen übergegangene Meldung, Deutschland habe an Portugal ein Ultimatum mit 48stündiger Frist gerichtet, ist, wie wir von zuständiger Seite erfahren, unrichtig.

*

Auszeichnung des Grafen Dohna.

Dresden, 7. März. Der König hat dem Korvettenkapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, Kommandanten S. M. S. „Möve", das Ritterkreuz des Militär-St.-Heinrichs-Ordens verliehen. (Lok.-Anz.)

*

(W. T. B.) **Leipzig**, 7. März. Der Flottenbund Deutscher Frauen telegraphierte am 6. März an den Korvettenkapitän Grafen zu Dohna:

Dem heldenhaften, umsichtigen Führer S. M. S. „Möve" und der tapferen Besatzung sendet zur glücklichen Heimkehr von langer und erfolgreicher Kreuzerfahrt in den feindlichen Gewässern der Flottenbund Deutscher Frauen jubelnden Willkommengruß. Die gleichzeitig angewiesenen 2000 Mark bitten wir zur Verwendung nach freiem Ermessen für die Besatzung des wackeren Schiffes anzunehmen. Marie Peters, Bundesvorsitzende.

Englische Zeitungen über die Heimkehr der „Möve".

London, 6. März. Der „Daily Chronicle" stellt in einem Leitartikel die Frage, ob die „Möve" wirklich mit Beute nach Deutschland zurückgekehrt sei oder ob der amtliche deutsche Bericht nur eine kluge Erfindung sei, um die Engländer zu veranlassen, die Jagd auf das Schiff auf offener See aufzugeben. Dieses letztere erscheine dem Blatte wahrscheinlicher. „Daily Chronicle" fügt hinzu: Wenn es den Offizieren der „Möve" wirklich geglückt ist, das Schiff zurückzubringen, würden sie tatsächlich das Eiserne Kreuz verdient haben.

*

Undurchdringliche Lage in Washington.

(W. T. B.) **Washington**, 7. März. (Durch Funkspruch vom Vertreter der K. A.) **Die Lage ist undurchdringlich. Die Republikaner sind nicht willens, sich für Wilson stark zu machen, und die Demokraten nicht geneigt, ihre Partei spalten zu lassen, so daß es als fast sicher erscheint, daß die Abstimmung für eine Warnung eine starke Minderheit findet.**

Das Mißtrauen gegen das Kabinett Salandra.

(W. T. B.) **Bern**, 7. März. Wie Mailänder Blätter melden, kam es in der gestrigen Sitzung der italienischen Kammer, von der man sich seinerzeit Ueberraschung versah, wohl infolge der Nervosität Salandras zu Anzeichen eines krisenhaften Zustandes, der nach der Sitzung in den Korridoren zu mehrfachen Kommentaren Anlaß gab. Da die Kammer über einige Interpellationen und Anfragen zur Verhandlungen geneigt schien, erklärte der offizielle Sozialist Cicotti, daß die Absetzung von namentlichen Abstimmungen in diesem Augenblick, wo alle gegen das Kabinett ein Gefühl des Mißtrauens hegten, einer Sabotage der Kammer gleichkäme. Darauf erklärte Salandra in heftigem Tone, daß, wenn der gegenwärtige Zustand, der in den letzten vier bis fünf Tagen in der Kammer sich herausbildete, nicht aufhören sollte, ihm nichts anderes übrig bliebe, als sich an die Krone zu wenden, um ihr die Lösung vorzuschlagen, die er für nötig halten würde. Die Ueberraschung der Kammer führte, je mehr in den Korridoren die Worte Salandras, die urprünglich von nur wenigen verstanden worden waren, besprochen wurden, zu lautem Erstaunen und allerlei Kommentaren. Salandra hatte gleich nach der Sitzung mit einer Anzahl von Ministern im Ministerzimmer der Kammer eine Besprechung.

(W. T. B.) **Bern**, 7. März. Nach einem durch die „Agenzia Stefani" verbreiteten Bericht über die gestrige Kammersitzung führte Ministerpräsident Salandra u. a. aus:

Der Abg. Cicotti hat die Rede auf ein unvorhergesehenes Gebiet geleitet. Ich kann mich nicht mit allen seinen Behauptungen einverstanden erklären, erkenne aber die Wahrheit einer seiner Versicherungen an und stimme ihnen größtenteils bei; denn man darf nicht verhehlen, daß die Kammer im Dezember geschlossen wurde, nachdem sie der Regierung ihr volles Vertrauen ausgesprochen hatte Bei der gegenwärtigen Wiederaufnahme der Arbeiten wird es der Kammer an Gelegenheit zu ausführlichen politischen Erörterungen nicht fehlen. Es wird auch der Etat des Innern zur Besprechung gebracht werden und diejenigen, welche Grund gehabt haben, ihre Meinung über die Haltung der Regierungsmitglieder in Bezug auf ihre Verdienste und Fehler in der Leitung des Landes in dieser geschichtlichen Stunde zu ändern, werden es offen bekennen können. Zur äußersten Linken gewendet, sagte Salandra ferner: Aber erscheint es Ihnen unser auch würdig, dieses Spiel mit nomentlichen Abstimmungen und der Feststellung der Beschlußfähigkeit fortzusetzen? Wenn die Kammer mit diesem System fortfahren sollte, so würde sie dem Lande, das sie vertritt, nicht dienen. Es wäre deshalb unsere Pflicht, die Lage zu prüfen, um alsdann der Krone die Beschlüsse, die gefaßt werden müssen, vorzuschlagen. Denken wir an den Augenblick, in dem wir leben. Das Land will etwas ganz anderes als von diesen erbärmlichen Streitigkeiten wissen. Es faßt ihre Mission als Vertreter des Landes höher auf. Geben Sie dem Lande nicht mehr das Schauspiel, daß die Kammer sich zu unwürdigen Streitigkeiten herabwürdigt.

Der „Secolo" sagt in seinem Kammerbericht, daß die Erklärung Salandras in der Kammer großen Eindruck gemacht habe wegen der Beleidigung, die Salandra mit seiner Drohung dem Parlament angetan habe. „Secolo" erklärt, die Nervosität des Ministerpräsidenten sei unentschuldbar. Es habe sich darum gehandelt, die offiziellen Sozialisten zu treffen. Salandra habe seinen Drohfinger gegen alle gerichtet. Er sei jedoch aufrichtig gewesen und habe so gesprochen, wie es ihm sein Temperament eingab. Die Auflösung der Kammer sei konstitutionell, eine Unterdrückung jedoch nicht notwendig, daß die Kammer sofort die Politik der Regierung begrüße. „Corriere della Sera" macht seinerseits die offiziellen Sozialisten und ihre Manöver für das Auftreten des Ministerpräsidenten verantwortlich.

117 englische Generale in Aegypten.

Rotterdam, 7. März. Eine Anfrage Sir Arthur Markhams im englischen Parlament, ob tatsächlich 117 britische Generäle in Aegypten anwesend seien, läßt darauf schließen, daß die Zahl der in Aegypten befindlichen höheren Generäle außerordentlich groß ist. Der Unterstaatssekretär des Krieges, Tennant, erwiderte, daß die augenblickliche Lage keine eingehende Auskunft gestatte, die Umstände machten aber die Anwesenheit vieler Generäle notwendig. (Nat.-Ztg.)

*

Zeichnung der Berliner Sparkasse auf die vierte Kriegsanleihe.

(W. T. B.) **Berlin**, 7. März. Die Sparkasse der Stadt Berlin wird nach dem gestrigen Beschluß des Magistrats den Betrag von 50 Millionen Mark zur vierten Kriegsanleihe zeichnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191603088/fragment/page=0001

Der Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 7. März.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Kleine englische Abteilungen, die gestern nach starker Feuervorbereitung bis in unsere Gräben nordöstlich von Vermelles vorgedrungen waren, wurden mit dem Bajonett wieder zurückgeworfen.

In der Champagne wurde in überraschendem Angriff östlich von Maisons de Champagne unsere Stellung zurückgewonnen, in der sich die Franzosen am 11. Februar festgesetzt hatten. Zwei Offiziere, 150 Mann wurden dabei gefangen genommen.

In den Argonnen schoben wir nordöstlich von La Chalade im Anschluß an eine größere Sprengung unsere Stellung etwas vor.

Im Maasgebiet frischte das Artilleriefeuer westlich des Flusses auf. Oestlich davon hielt es sich auf mittlerer Stärke. Abgesehen von Zusammenstößen von Erkundungstrupps mit dem Feinde kam es zu Nahkämpfen nicht.

In der Woevre wurde heute früh das Dorf Fresnes mit stürmender Hand genommen. In einzelnen Häusern am Westrande des Ortes halten sich die Franzosen noch. Sie büßten über 300 Gefangene ein.

Eines unserer Luftschiffe belegte nachts die Bahnanlagen von Barle-Duc ausgiebig mit Bomben.

Oestlicher und Balkan-Kriegsschauplatz:

Die Lage ist im allgemeinen unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Die griechische Kammer über die italienische Landung auf Korfu.

„Nea Imera" (Athen) vom 16. 2. bringt folgenden Bericht über die griechische Kammersitzung vom 15. 2.: Nach Vorlegung einiger Petitionen über innere Angelegenheiten begründet der Abgeordnete von Korfu, Sokolis, eine Eingabe der Vereine und Innungen von Korfu über die Landung italienischer Truppen auf der Insel. Er protestiert energisch gegen das Betreten Korfus durch die Soldaten eines Volkes, das sich unwürdig der Freiheit gezeigt habe, die ihm französische Soldaten verschafft hätten. Wenn schon die Landung der Franzosen, die nicht auf der Insel zu bleiben gedächten, einen typischen Protest hervorgerufen habe, so müsse das Betreten der Insel durch die Flüchtlinge von Valona das ganze griechische Volk aufregen. Denn unser Volk hat das volle Bewußtsein, daß Italien unser größter Feind ist. Es weiß wohl, daß Italien ehrlose Blicke auf jene Insel richtet und daß seine machiavellistische Politik heimlich und listig daran arbeitet, die Insel ihrer Freiheit zu berauben und aus den Armen der Mutter Griechenland zu reißen. Aber es muß betont werden, daß Korfu die seinen heiligen Boden entweihende und für seine Freiheit gefährliche Anwesenheit der Soldaten eines Volkes nicht dulden wird, das auch nicht eine einzige ehrenvolle Seite in der Geschichte der Völker aufzuweisen hat und das, während seine Verbündeten ihr Blut hergeben zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles, den Kampf der anderen Völker ausnutzt, um seine verabscheuenswerten Anschläge auf die Perle unseres Joniens zu verwirklichen. Wenn wir zugelassen haben, daß die Franzosen und Engländer die Insel betraten, so folgt daraus noch nicht, daß wir dies auch dem feigen und unkriegerischen Volke gestatten, das zwar vorgibt, einen Krieg zu führen, sich aber in Ehren mit der Fabrikation von Regenschirmen beschäftigt, und das, während seine Städte beschossen werden, einen Dichter beauftragt, Triest mit poetischen Ergüssen zu bombardieren. Die schmählichen Flüchtlinge von Albanien wagen zu hoffen, daß sie unsere Insel herausreißen können aus dem Schutze des Purpurmantels unseres großen Königs, für dessen Purpurglanz das Blut nicht weniger Söhne Korfus vergossen worden ist. —

Schließlich betonte der Abgeordnete, daß die Regierung die Pflicht habe, bis zum Aeußersten zu gehen, um die Landung der Italiener zu verhindern. Denn selbst wenn man annehme, daß die Gefahr eines Verlustes nicht ernst sei, so dürfe man nicht vergessen, daß die Oesterreicher in Albanien nach Süden ungehindert vorrücken und bald Korfu gegenüber ankommen würden, und dann sei die Insel der Gefahr der vollständigen Zerstörung ausgesetzt.

Ministerpräsident Skuludis erwiderte: „Die Regierung hält es für ihre Pflicht, einige Sätze des Vorredners als nicht genau zu berichtigen. Es ist unrichtig, daß die Regierung der Landung italienischer Truppen auf Korfu zugestimmt hat. Sie hat im Gegenteil erklärt, daß sie ihre Zustimmung nicht geben könne. Sie hat sich aber nicht entschließen können, der Landung Gewalt entgegenzusetzen, weil der Verband erklärt hat, daß seine Ehre mit der Italiens verbunden sei. Was das bedeutet, wird die Kammer verstehen. Wir haben uns vor der Gewalt gebeugt und einen Zusammenstoß verhindert, der leider zwecklos gewesen wäre. Wir haben Versicherungen jener Mächte, von denen auch der Vorredner mit Wohlwollen sprach, wiederholt erhalten, daß die Neutralität unseres Staates beachtet werden solle und daß Korfu, sobald der Grund für die Landung der Verbündeten nicht mehr bestehe, uns zurückgegeben werden würde. Ich kann daher die übertriebene Furcht des Vorredners für das Schicksal seiner schönen Heimat-Insel beruhigen. Und auch die Furcht des ganzen Volkes. Die Zahl der italienischen Truppen wird, wie uns versichert ist, 50 Karabiniert nicht übersteigen, und diese kleine Zahl berechtigt nicht zu der Furcht, daß Korfu gefährdet sei. Sie soll nur zeigen, daß Italien ganz an den Unternehmungen des Verbandes beteiligt ist."

Im Leitartikel äußert sich das Blatt in der gleichen Nummer u. a. wie folgt: Die öffentliche Meinung in Griechenland ist sehr unwillig über die Anwesenheit der Italiener auf Korfu, wenn es sich auch nur um wenige Karbinieri handelt. Grund zu der Anwesenheit ist die italienische Ehre. Da die Italiener den Kampf in Albanien nicht so führen können wie der Verband wünscht, und da sie schon die Gefahr merken, auch Valona verlassen zu müssen, befinden sie sich in ethischer Angst und wollen zur Beruhigung der italienischen Ehrliebe die Fahne Italiens wenigstens auf Korfu zeigen. Aber dadurch wird die griechische Ehrliebe tief getroffen. Die öffentliche Meinung in Griechenland protestiert nicht nur gegen die Landung der Italiener, sondern sieht auch eine sehr erste Störung der griechisch-italienischen Beziehungen voraus, wenn die wenigen Italiener nicht bald Korfu verlassen.

Mit Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg nach den Dardanellen und Gallipoli.

Von Berichterstatter **Paul Schweder.**

I.

Im Torpedoboot.

Regen, Nacht und tiefe Stille. Leise schlagen die Wellen des Marmarameeres an die Steinquadern des Galata-Quais, auf dem ich das Torpedoboot der Kaiserlich Osmanischen Marine zur Fahrt nach den Dardanellen und Gallipoli erwarte. Längst hat sich die türkische Hauptstadt zur Ruhe begeben, und der herniederprasselnde Regen verscheuchte auch die letzten der unermüdlichen Händler, die Hamals und alle die vielen Nachtgestalten Konstantinopels von den überfluteten Straßen. Nur eine einsame Hafenschildwache, die in der überzogenen Kapuze fast verschwindet, weist meinem Kutscher den Weg zu der abgelegenen Stelle, an der das Boot festmachen wird. Noch ist es nicht da, und so habe ich Muße, meine paar Leidens- und Reisegenossen zu mustern, die ruhig und gottergeben wie getreue Pudel das himmlische Naß auf sich herabträufeln lassen, und sich alle fünf Minuten brummelnd schütteln. Ein deutscher Oberstleutnant in türkischen Diensten, der vom Kaukasus kommt und nach Gallipoli geht, ein türkischer Major, der auf Erholungsurlaub in Badenweiler war und gleich mir nach Tschanak Kale will, und drei junge deutsche Offiziere, die in Konstantinopel ein paar freie Tage verlebt und nun schon wieder Heimweh nach ihrem Unterstand auf der Südspitze von Gallipoli haben. —

Sie werden sofort gesprächig, als sie hören, daß ich in den nächsten Tagen auch dorthin zu kommen hoffe. „Wir sind nämlich alle drei Oberlehrer," sagt der Aelteste, „Mitglieder des Deutschen Philologen-Vereins, und wir haben die erste Ortsgruppe des Philologen-Vereins auf Gallipoli gegründet. Vielleicht kommen Sie gerade zu unserer diesjährigen Hauptversammlung zurecht. Ich weiß doch, daß Sie früher Gerichts- und Kongreßberichterstatter waren und immer zu unseren Hauptversammlungen kamen." — „O schöne Zeit, o sel'ge Zeit," erwidere ich, „wann wird man in Deutschland wieder zu reden anfangen, nachdem wir so lange gehandelt haben?" Unser fröhliches Lachen lockt den ernsten Oberstleutnant herbei. „Ist es wahr," fragt er, „daß Erzerum gefallen ist?" — „Ja, leider!" — Und schon sind wir im Geiste Tausende von Kilometern nördlich drüben in Kleinasien und hängen gespannt am Munde des Mannes, der seit drei Jahren in den vordersten Stellungen der Türken am Wansee gewesen ist und uns anschaulich die ungeheuren Schwierigkeiten der dortigen Arbeit vor Augen führt.

„Mitten in einer vollkommen unzuverlässigen Bevölkerung, ohne jede Bahnverbindung und seit Kriegsausbruch ewig von einem an Kopfzahl unendlich überlegenen Gegner bedrängt, haben die türkischen Truppen sicher ihr Aeußerstes getan, ehe sie den wichtigen Punkt ihrer dortigen Stellung aufgegeben haben. Nikolai Nikolajewitsch mußte etwas ganz Großes tun, um sich in Petersburg wieder in empfehlende Erinnerung zu bringen," meint der alte Haudegen, „aber ich bin auch gewiß, daß er die Stadt nur unter den größten Opfern zu Fall gebracht hat, und daß wir sie im weiteren Verlaufe des Feldzuges wieder holen werden. Wenn hier so schön aufgeräumt werden konnte, wird auch dort oben die Sache bald eine andere Wendung nehmen!"

Lebhaft und zugleich aufrichtig erfreut von den anerkennenden Worten des deutschen Offiziers für seine Kameraden stimmt der inzwischen zu uns getretene türkische Major dem Sprecher bei. —

Plötzlich ertönen die durchdringenden Signale des nahenden Torpedobootes. Gleichzeitig legt eine Pinasse der „Goeben" am Quai an. Ihr entsteigen etwa 25 regentriefende Gestalten. — Im ungewissen Licht der jämmerlichen Petroleumlampen blitzt unter den Mänteln der Leute etwas Blankes auf: Musikinstrumente! Wir sehen uns alle Fünf verwundert an. „Wem soll denn hier zu schlafender Zeit ein Ständchen gebracht werden?" fragt der Oberstleutnant die blauen Jungen, die sich am Ufer zu einer Gruppe formieren. „Dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg!" lautet die Antwort. — Und schon tuten zwei Kraftwagen hinter den großen Lagerschuppen hervor, und im nächsten Augenblick spielt die Kapelle den Präsentiermarsch, indes das Torpedoboot am Ufer festmacht. — Wie mit einem Zauberschlage sind auch etwa 12 junge Marineoffiziere da, die fröhlich Hurra rufen und den aus dem ersten Wagen steigenden Herzog zum Boot geleiten. Er ist eben, von Serbien und Bulgarien kommend, zu einer wichtigen Mission in der türkischen Hauptstadt eingetroffen und will nun gleich uns die Dinge an der Dardanellenfront und auf Gallipoli in Augenschein nehmen.

Trotz des noch immer strömenden Regens entwickelt sich alsbald, da der Herzog außerordentlich gute Laune zum bösen Spiel der Kapelle macht, eine echt seemännische Fröhlichkeit. Man hatte gerade an Bord den Abschied eines Kameraden gefeiert, und so kamen sie denn kurz entschlossen herüber, ihren scheidenden Liebling in der Mitte, und verbargen den Abschiedsschmerz unter heiteren Scherzen und Gelächter. Die Kapelle aber machte verständnisvoll mit. Ein von Witz und Laune förmlich übersprudelnder Leutnant hielt aus dem Stegreif eine Rede auf den Herzog als Afrikaforscher und verschwor sich hoch und teuer, mit einem U-Boot unsere ganzen Kolonien wieder hereinzubringen, wenn man ihm endlich das Kommando über ein solches übertragen wolle. Ein anderer dirigierte, mit einem kleinen, brennenden Liebesgaben-Weihnachtsbaum in der Hand, ein Musikstück, das nach seiner Angabe „von einem unserer größten Dramatiker torpediert" worden sein sollte. Er nannte es „Elektra", aber es war eine scheußliche Katzenmusik. Kurzum — sie hatten Humor und brachten die ganze, durch den Wolkenbruch schon recht griesgrämig gewordene Reisegesellschaft zum Lachen. Der arme „Küstenritzer", wie sie unseren braven Boots-Kommandanten tauften, hatte alle Mühe, von ihnen loszukommen, und obwohl er sofort in hohe Fahrt ging, riefen sie ihm doch noch boshafterweise zu, ob sie etwa schieben helfen sollten.

Die bewegte kleine Szene machte trotz ihres heiteren Rahmens einen tiefen Eindruck auf mich. Da sitzen sie nun, weit, weit von der Heimat entfernt, der Heimat, die ihrer und der Taten ihrer stolzen, kühnen „Goeben" in Treue gedenkt. Aber morgen rast der eine von ihnen schon wieder als Führer eines Unterseebootes auf dem Grunde des Meeres entlang, der andere sitzt hoch oben im Aether als Marineflieger und sucht den Himmel nach feindlichen Flugzeugen ab, die unsere Stellungen an der Dardanellenfront bedrohen, und ein Dritter feuert mit einer Marine-Küstenbatterie auf einen englischen Kreuzer, der seine vorwitzige Nase in die Meerenge hineinzustecken versucht. — Jeder in seiner Art ein Held, alle täglich und stündlich von Tod und Vernichtung umgeben — und doch mit der göttlichen Gabe des Humors auch nach so langer Kriegszeit bedacht, daß wir ihnen getrost auch für alle Zukunft vertrauen dürfen. —

So denkt gewiß auch der ernst gewordene Herzog, als er mit seinem Gefolge die schmale Hühnerstiege zu der engen Kapitänkajüte unseres Bootes hinabsteigt. Ich ließ mich bei ihm anmelden und wurde an die Tafelrunde geladen. — Neben mir saß der Adjutant des Herzogs, Oberleutnant der Garde-Landwehr-Kavallerie Schellvinck, der auf allen Kriegsschauplätzen beneidenswertvieles von der großen Zeit miterlebte. Zu meiner Linken hat der Schwager Professor Reinhardts, der schmale blonde Kriegsmaler Heims, der Bruder unserer schönen Else Heims vom „Deutschen Theater" in Berlin, Platz genommen. Neben dem Herzog sitzt sein Generalstabschef Major Koeppen, den ich alsbald für die Journalistik reklamierte, da er uns ja vor Jahren seine Erlebnisse auf der berühmten Automobil-Wettfahrt um die Welt durch seine Zeitungsberichte und ein Buch nähergebracht hat. Auch der weiterhin unter den Tischgenossen befindliche Kabinettschef und stellvertretende Adjuant des Herzogs von Sachsen-Meiningen, Baron von Brandenstein, ist mir kein Fremder, denn beim Gordon-Bennet-Rennen in Homburg vor der Höhe vor zehn Jahren bemutterte er im amtlichen Auftrage die Berichterstatter.

Und während die Maschinen unter uns mit „Volldampf voraus" arbeiten, das Marmarameer mit heftigem Brausen den schlanken Leib des Torpedobootes umrauscht, plaudern wir über das für mich noch Ungewohnte dieser nächtlichen Fahrt, die uns einem der blutigsten Kampfgefilde dieses Weltkrieges näherbringen soll. — Noch einmal ziehen vor unserem geistigen Auge die Tage von Belgrad, von Semendria, von Orsova und Nisch, von Lom Palanka und von Sofia vorüber, denn der Herzog hat sie unmittelbar miterlebt, und vieles, was wir nicht wußten, rundet sich nach seinen Erklärungen für uns wohltuend ab. — Noch einmal wanderten wir mit ihm durch die serbischen Schlammfluten, begleitetn ihn auf der gefahrvollen Patrouillenfahrt nach Lom Palanka und genossen das erhebende Schauspiel der ersten Zeppelinfahrt von Temesvar nach Sofia, mit der Herzog Adolf Friedrich uns die Herzen der Bulgaren gewann.

Inzwischen hat der Bursche des Kapitäns — auch einer von der „Goeben" — für uns alle, so gut das eben möglich war, ein Lager bereitet. Mein breites Feldbett paßt gerade in den Gang zwischen der Kajüte und dem Maschinenraum hinein, und so habe ich die beste Lagerstätte, was den Neid der besitzlosen Klasse erregt, die auf Klappstühlen und auf dem Fußboden schlafen muß — Ehe ich mich niederlege, stecke ich noch einmal den Kopf zum Gangfenster hinaus. Der Regen hat aufgehört und der Vollmond kommt gerade hinter einer Wolkenwand hervor. In langer Dünung geht das Marmarameer einher, während unser eisernes Pferd mit feurigen Nüstern darüber hinwegstampft. Aus einem der beiden Schornsteine bricht lodernd der „rote Hahn" hervor, dessen blutiger Schein in dem schwarzen Rauchmantel doppelt unheimlich wirkt. Die Posten stehen schweigend. Ihre Augen sind allerwärts, und so lege ich mich beruhigt zu einem kurzen Schlafe nieder, in dessen Träume sich ganz friedliche Bilder aus der Heimat einschmuggeln. Denn ich bin ja trotz der türkischen Kriegsflagge am Heck und den vielen schwarzbraunen Gestalten auf und unter Deck in guter deutscher Hut.

(Forts. folgt.)

Die Sprachenfrage im Wirtschaftsleben der Türkei.

Aus Konstantinopel wird uns geschrieben (Ende Februar): In einer der letzten Sitzungen hat, wie bereits telegraphisch berichtet, die türkische Kammer ein Gesetz angenommen, das den Gebrauch der türkischen Sprache in den Handelsgesellschaften, den osmanischen wie den ausländischen, zwangsweise vorschreibt. Diese Maßnahme ist ein sehr großer Schritt auf dem Wege zur Nationalisierung des Wirtschaftslebens der jungen Türkei und verdient auch in Deutschland weitgehendste Beachtung.

Das Gesetz macht mancherlei Unterschiede zwischen den osmanischen und den ausländischen Handelsgesellschaften. Die ersteren werden durch das Gesetz gezwungen, ihre gesamte Korrespondenz sowie ihre Bücher in türkischer Sprache zu führen. Die ausländischen Gesellschaften haben sich der türkischen Sprache und der türkischen Schrift nur für diejenigen Korrespondenzen zu bedienen, die mit der Regierung gewechselt werden, ferner aber für Dokumente, die sie mit Privatpersonen austauschen, und für die Buchführung.

Es ist selbstverständlich, daß diese Vorschriften eine tief einschneidende Wirkung auf das Geschäftsleben in der Türkei ausüben werden. Nachdem bereits aus der Beamtenschaft der Regierung, soweit es irgend tunlich war, alle nicht osmanischen Personen ohne Rücksicht auf die Dauer und den Wert ihrer bisherigen Dienste, entfernt worden sind, wird jetzt das neue Gesetz dazu beitragen, auch in die privaten Firmen eine große Zahl von Osmanen einrücken zu lassen, da viele Posten, die bisher durch eingewanderte Europäer oder Söhne von in die Türkei früher eingewanderten fremden Staatsangehörigen ausgefüllt wurden, in Zukunft mit Leuten besetzt werden müssen, die der türkischen Sprache und Schrift mächtig sind. Selbstverständlich werden diejenigen Personen, die von dem Gesetz betroffen werden, versuchen, sich die türkische Sprache und Schrift möglichst schnell anzueignen, das wird aber nicht in allen Fällen möglich sein, denn die türkische Schrift hat bekanntlich ihre großen Schwierigkeiten. Gründlich erlernen kann sie nur derjenige, der bereits auch der Sprache mächtig ist, und da das Gesetz nur eine Frist von einem Jahr für seine Durchführung gibt, man muß bezweifeln, ob es vielen glücken wird, sich auf den bisher in Ruhe behaupteten Posten zu halten.

Die Annahme dieses Gesetzes, und die Erläuterungen, die in der türkischen Presse daran geknüpft worden sind, haben in der europäischen Bvölkerung Konstantinopels, besonders in den kaufmännischen Kreisen, eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Durchführung der neuen gesetzlichen Bestimmungen für viele Firmen nicht ganz einfach sein wird. Es wird ein neuer Stab von Beamten notwendig werden, die man erst heranziehen und deren Vertrauenswürdigkeit man sich versichern muß. Es ist ferner klar, daß die Vorschrift, auch die mit Privatpersonen ausgetauschten Dokumente — so natürlich auch alle Verträge — in türkischer Sprache und Schrift abzufassen, sehr häufig große Schwierigkeiten hervorrufen wird z. B. in all den Fällen, in denen weder der Chef der Firma, noch die Person, mit der der Vertrag geschlossen wird, das Türkische in Wort und Schrift beherrscht. In diesen Fällen wird immer eine Uebersetzung angefertigt werden müssen, die ein Notar zu beglaubigen hat. Die Einrichtung der Notare ist deshalb vor kurzem hier ins Leben gerufen worden. Sie war dem türkischen Rechtsleben bisher fremd. Aber auch auf diesem Umwege wird man nicht immer ohne weiteres zum Ziele kommen, denn als Original hat natürlich der türkische Text zu gelten, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die Auslegung des türkischen Textes durch den türkischen Richter von dem Wortlaute der Uebersetzung unterscheidet, die beim Abschluß des Vertrags der Notar beglaubigt hat und die nicht dem Buchstaben, aber dem Geiste nach die Grundlage des Vertrages bedeutet. In solchen Fällen wären die beiden Parteien genötigt, eine dem Buchstaben des Gesetzes nicht entsprechende private Abmachung zu treffen und sie, wenn deren Ergebnis dem ersten türkischen Richterspruch zuwiderläuft, vor demselben türkischen Bericht oder einer höheren Instanz auszutragen.

Die Folge dieser Schwierigkeit wird voraussichtlich die sein, daß in sehr vielen Verträgen, die zwischen ausländischen, in der Türkei arbeitenden Handelsgesellschaften und Personen der gleichen Nationalität das eigene Konsulat, bei Verträgen mit Personen einer anderen Nationalität eines der beiden in Frage kommenden Konsulate im voraus als Schiedsrichter anerkannt wird. Einen ähnlichen Weg wird man voraussichtlich bei Verträgen mit den Angestellten einschlagen, soweit es sich nicht um türkische Untertanen handelt. In diesem Punkte wird also der Zweck des Gesetzes nicht in vollem Maße erfüllt werden, denn die Bestimmungen werden nicht überall zur Ausführung gebracht werden, und es werden überdies viele Angelegenheiten der türkischen Rechtsprechung entzogen, die man ihr vielleicht willig überlassen hätte, wenn die Schwierigkeit der Sprache und Schrift nicht im Wege stünde.

Andererseits aber wird man ohne weiteres zugeben, daß die Türken völlig in ihrem Rechte sind, wenn sie verlangen, daß

1. die Korrespondenz mit der Regierung in ihrer Landessprache geführt wird,
2. daß Dokumente, die Gegenstand der Entscheidung eines türkischen Richters bilden können, in der Sprache abgefaßt werden, die dieser Richter schreibt und spricht, und daß
3. die Buchführung, soweit sie nach dem Gesetze der Kontrolle der Regierung untersteht, auch in der Sprache der Beamten dieser Regierung gehalten ist.

Gerade das letztere ist, wie gesagt, im Augenblick keineswegs bequem und angenehm für die hiesige europäische Handelswelt. Man wird gezwungen sein, viele Sprachstudien zu treiben, wenn man nicht hilflos seinen neuen Angestellten ausgeliefert sein will. Das ist aber nur die rein handelstechnische Seite dieses Gesetzes. Es empfiehlt sich gerade in den gegenwärtigen Zeitläuften sehr, auch die politische Seite zu betrachten, und diese sieht für uns Deutsche wesentlich anders aus.

Es soll auch in diesem Punkte zugegeben werden, daß bis zu einem gewissen Grade das in der Türkei geschriebene und gesprochene Deutsch von dem neuen Gesetz betroffen wird, das geschieht aber in verhältnismäßig geringem Maße. Ein wirklicher Schlag ist das Gesetz nur für die französische Sprache in der Türkei, die bisher gewohnheitsgemäß fast allgemein als zweite Landessprache betrachtet wurde. Es kann den Türken nicht verdacht werden, daß sie in dieser Sprache, die von ihren Feinden stammt und gebraucht wird, mit den Geschäftsleuten im eigenen Lande nicht verkehren wollen. Das Gesetz bedeutet deshalb, trotz vorübergehender Unbequemlichkeiten, keine Schädigung der deutschen Sprache und Kultur in der Türkei. Es ist für Deutschland, wenn auch sehr schwierig, so doch weit ratsamer und angenehmer, in türkischer Sprache und Schrift mit einer rein türkischen, starken Türkei zu verkehren, als wie das bisher durchweg geschah, in französischer Sprache mit einer von sogenannter französischer Kultur beeinflußten Türkei. Wie die meisten Gesetze, so bringt auch dieses für die unmittelbar Betroffenen einige Härten mit sich, aber diese werden sich mit der Zeit abschleifen, und man wird sich nicht nur an die neue Art des Verkehrs gewöhnen, sondern über kurz oder lang auch günstige Wirkungen davon verspüren.

Kriegsallerlei.

Wie gewinnt man K.-Butter?

(Scherze aus der angewandten Chemie.)

1. Man nimmt Butterblumen und unterkühlt sie in einer Gefriermaschine. Dann verwandeln sich die Blumen in Eisblumen, und die Butter bleibt übrig.

2. Man kocht ein Huhn und verrührt es im Topf mit gestoßener Perlmutter und Buttermilch. Dann verbinden sich Perl und Huhn zu einem Perlhuhn, die Milch mit der Mutter zu Muttermilch, die Butter wird frei und kann abgeschöpft werden.

3. In einer Retorte werden folgende Substanzen erhitzt: ein Schwefelholz, etwas Buttersäure und ein Kochbuch. Dann vereinigt sich der Schwefel mit der Säure zu Schwefelsäure, das Holz mit dem Buch zu Buchenholz, und übrig bleiben der Koch mit der Butter, die sich sofort zu Kochbutter verbinden.

4. Man verschafft sich den Klavierauszug von Madame Butterfly und bestreut ihn mit Fliegengift. Hierdurch wird die „fly" vernichtet, Madame bleibt mit der Butter allein und kann sie sogleich in der Wirtschaft verwenden.

5. Man verfügt sich an einen Eisenbahnzug, in dem ein Kartoffelbauer fährt und übergibt ihm einen Buttervogel. Dann verbindet sich der Vogel mit dem Bauer zu einem Vogelbauer, die Kartoffeln mit den Puffern des Zuges zu Kartoffelpuffern, und als das erfreuliche Ergebnis des Versuches bleibt die freigewordene Butter übrig. (Lustige Blätter.)

Zur Herstellung von Teigwaren.

Die Reichsgetreidestelle ist infolge Uebergangs von Beständen in den allgemeinen Mehlverbrauch in der Lage, für die Herstellung von Teigwaren in den nächsten Monaten nicht unerhebliche Mehlmengen zur Verfügung zu stellen. Die Versorgung mit Teigwaren wird daher in den nächsten Monaten etwas reichlicher werden, während anderseits zu beachten ist, daß der Bedarf der Bevölkerung an Teigwaren gestiegen ist. Es ist bedauerlich, wenn einzelne Kommunalverbände versuchen, sich größere Vorräte an Grieß oder Teigwaren aufzuspeichern. Dieß muß unbedingt vermieden werden. Es wird auf das Aufkaufen größerer Mengen von Grieß von Hausfrauen und Bäckern zum Kuchenbacken vor Weihnachten verwiesen. Welche Maßnahmen der Kommunalverband solchen Mißbräuchen gegenüber anwenden will, z. B. eine Vorschrift, daß Grieß nur in halben Pfundpaketen abgegeben wird u. a. m. muß ihm überlassen werden. Wie das Direktorium der Reichsgetreidestelle unterm 23. d. M. mitteilt, hat diese mit dem Verbande deutscher Teigwarenfabrikanten eine neue Vereinbarung dahin getroffen, daß die durch ihn belieferten Teigwarenbetriebe von nun an einen nicht unerheblichen Teil ihrer monatlichen Produktion nicht ohne weiteres frei durch den Handel absetzen dürfen, sondern zur Verfügung des Verbandes halten müssen. Der Verband ist verpflichtet, aus dieser Reserve Kommunalverbänden in dringenden Fällen in gewissem Umfange Teigwaren zur Verfügung zu stellen, sei es, daß die Kommunalverbände Bedarf für ihre Anstalten und Lazarette haben, sei es, daß sie Teigwaren zugunsten ihrer Zivilbevölkerung an Händler ihres Bezirks abgeben oder den Teigwarenhandel selbst übernehmen wollen.

Der Schatz von Tiryns.

In der Burg Tiryns bei Argos in Griechenland, dem Geburtsort des Herakles, ist ein äußerst interessanter und wertvoller Schatz aus archaischer Zeit gehoben worden. In einem großen, ehernen Kessel fand sich ein kleines Gefäß, ebenfalls aus Erz, und in diesem eine Anzahl kunstvoll gearbeiteter Ringe, Diademe, Hals- und Armbänder. Die Schmuckstücke sind zum größten Teile aus Gold, aber auch Achat, Elfenbein, Bernstein, Glasmasse usw. Sämtliche Stücke sind in reinster Schönheit erhalten und zeigen teilweise eingravierte mythologische und allegorische Bilder. Der Schatz konnte unversehrt gehoben und nach Athen ins archäologische Museum gebracht werden, wo er des näheren untersucht werden wird. Vorläufig heißt es, daß der Stil der Schmuckstücke auf assyrisch-babylonische Kunst hindeuten. Wenn sich das als richtig erweist, so wäre ein neues Bindeglied zwischen der archaischen, griechischen und der assyrisch-babylonischen Kunst hergestellt, und dies wäre um so bedeutungsvoller, als der Fundort des Schatzes die Burg von Tiryns ist, eine der ältesten Siedelungen auf griechischem Boden.

*

Landsleute.

„Werd' ich nicht kennen, den Mackensen", sagte der Itzig Fensterladen, „wo mer so sind gewissermaßen Landsleut! Er is a' Deutscher und war in Galizien und ich bin e' Galizier und war in Deutschland!"

Das leere Gehäuse.

Geht der Boche auch mit Avec los,
Wie er hämmert schlägt und drischt —
Seine Siege bleiben zwecklos,
Kosten Kraft und bringen nischt,
Ob sie gleich mit ihren powern
Zweiundvierzigern immer mehr
Riesenfestungen erobern —
Das Gehäuse ist stets leer.

War in Lüttich was zu holen?
Hat Maubeuge sie nicht geneppt?
In Antwerpen wie in Polen
War längst alles fortgeschleppt.
Douaumont hat höchstens Läuse,
Doch kein einziges Gewehr,
Und das übrige Gehäuse
Von Verdun ist gleichfalls leer.

Alles leer, wo dieser Brillen-
Träger frecher Siegsschrei gellt!
Ihre Raublust, nicht zu stillen
Wie ihr Blutdurst, stets geprellt!
Selbst wenn sie am Ziele stehn
Und die Köpfe schleppen her
Von Sir Grey und Pongkarre'en,
Merken sie: auch die sind leer!

Caliban im „Tag".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191603088/fragment/page=0002
DFG